

Mehr Gemeinsames als Trennendes

Eine Umfrage zu Glauben und Kirchenbindung von US-Katholiken

Auch die katholische Kirche in den USA, der etwa ein Viertel der Bevölkerung angehört, kennt polarisierende Tendenzen und entsprechende innerkirchliche Auseinandersetzungen. Eine neuere Umfrage zum „Common ground“ US-amerikanischer Katholiken ergibt allerdings, daß entscheidende Grundpfeiler von Glaube und Kirchesein intakt sind. Sie zeigt gleichzeitig Perspektiven für eine menschnahe Pastoral auf.

Die Katholiken in den Vereinigten Staaten verbindet mehr Gemeinsames in ihrem Glauben und ihrer kirchlichen Praxis, als daß Trennendes sie zu spalten droht. Allerdings unterscheiden sich in Glaubenswissen und -haltung die Generationen erheblich: während die Älteren, vor der Mitte des Jahrhunderts Geborenen noch stark dem vorkonziliaren Kirchenbild anhängen, ist die mittlere, nach dem Konzil groß gewordene Generation geteilt zwischen altem Glaubensverhalten und offenerem Denken und Praktizieren. Die jüngere Generation ist der Institution Kirche gegenüber skeptisch bis ablehnend, strebt aber ein verantwortungsvolles individuelles Christsein in Familie und Beruf an und engagiert sich durchaus in den Gemeinden.

Dies sind die wesentlichsten Ergebnisse einer dreijährigen, breit angelegten Erhebung über den „Common ground“, die gemeinsame Glaubensbasis der amerikanischen Katholiken, die von einem Forscherteam unter Leitung des Soziologieprofessors *James D. Davidson* von der Purdue Universität in Indianapolis durchgeführt wurde. Sie bestand aus mündlichen und schriftlichen Befragungen und Gesprächsgruppen von insgesamt 3000 Katholiken aus fünf Bistümern des Mittleren Westens und wurde ergänzt durch eine landesweite repräsentative Fragebogenaktion des Response Analysis Instituts in Princeton, New Jersey.

Die Suche nach der gemeinsamen Glaubensbasis

Mit Erhebungen dieser Art, die in Amerika seit langem für Entscheidungen im politischen und wirtschaftlichen Leben unerlässlich sind, versucht auch die Kirche seit dem Zweiten Vatikanischen Konzil, sich ein empirisches Bild von der Glaubenssituation zu verschaffen. So führte das Gallup Institut seit den siebziger Jahren jährlich Einzelerhebungen durch, und in der ersten Gesamtanalyse über „The American Catholic People“ (New York 1987) hatten *George Gallup Jr.* und *Jim Castelli* schon festgestellt, daß die Teilnahme am kirchlichen Leben nach dramatischen Einbrüchen seit 1950 sich Ende der achtziger Jahre wieder weithin stabilisiert hatte. Die Mitwirkung der Laien in den Gemeinden wuchs stark an, aber Frauen fühlten sich in der Kirche nicht voll integriert und

junge Menschen entwickelten einen eigenen Stil der Glaubenspraxis. Aufgrund dieser Ergebnisse hatten viele US-Diözesen im vergangenen Jahrzehnt neue Akzente in der Gemeindepastoral sowie bei der Frauen- und Jugendseelsorge gesetzt.

In den neunziger Jahren spitzten innerkirchliche Auseinandersetzungen sich jedoch so zu, daß plötzlich die Gefahr einer Spaltung der US-Kirche entstand. Schon seit längerem setzten sich über 20 Oppositionsgruppen für eine Demokratisierung der Kirche bis hin zur Bischofswahl durch das Volk, die Aufhebung des Pflichtzölibats, Frauenordination und Gleichstellung der Homosexuellen, sogar für freie Entscheidung in der Abtreibungsfrage ein („Catholics Speak Out“, „Catholics for a Free Choice“, „Dignity“, „Promises“ u. a.). Auf der Gegenseite formierten sich konservative Gruppen („Catholics United in Faith“, „Right to life“, „Catholic campaign for America“), und beide Gruppierungen bezichtigten sich öffentlich gegenseitig der Abweichung vom „wahren Glauben“.

Verschärft wurde die Situation, als 1996 auch in Amerika die „We are Church“-Initiative gegründet wurde, der sich alle Oppositionsgruppen anschlossen. „We are Church“ setzte sich zum Ziel, in den USA eine Million Unterschriften für die Erneuerung in der Kirche zu erhalten, die in einer gemeinsamen Aktion mit den „Wir-sind-Kirche“-Bewegungen in Europa dem Vatikan übergeben werden sollten.

Im selben Jahr hatte der auf Ausgleich bedachte Erzbischof von Chicago, Kardinal *Joseph Bernardin*, eine Initiative gegründet, die eine Spaltung der Katholiken vermeiden sollte. Unter dem Namen „Common ground“ wollte Bernardin die Vertreter unterschiedlicher Meinungen aus allen Gruppierungen in einen Dialog über das führen, was für alle die gemeinsame Glaubensbasis ist. Bernardin fand damit nicht überall Zustimmung, vor allem nicht bei führenden Vertretern des Episkopats. Die als konservativ geltenden, aber einflußreichen Erzbischöfe von New York und Boston, die Kardinäle *John O'Connor* und *Bernard Law*, erklärten, über Lehraussagen der Kirche, etwa zur Frauenordination oder Bischofswahl, könne kein Dialog geführt werden. Nachdem Kardinal Bernardin Ende 1996 verstorben ist, wird die Common-ground-Initiative zwar weitergeführt, u. a. mit

jährlichen Konferenzen über Dissensfragen in Glaube und Lehre, aber zum Dialog zwischen den Gruppierungen von links und rechts ist es nicht gekommen. Andererseits hat auch die „We are Church“-Bewegung bei den amerikanischen Katholiken keine Resonanz gefunden; für die Reformforderungen kamen nur 37 000 Unterschriften zusammen.

Auf diesem Hintergrund entwickelte damals James Davidson sein Common-ground-Projekt, mit dem er soziologisch erforschen wollte, was Katholiken des Landes noch verbindet und eint, worin sie in Glauben und Praxis verschieden denken und dadurch getrennt sind. Die Erhebungen sollen den Verantwortlichen in der Kirche, Bischöfen und Priestern, aber auch Laien eine verlässliche Basis für das künftige pastorale Wirken vermitteln, vor allem im Hinblick auf die Weitergabe des Glaubens an die junge Generation.

Aktive Gemeinden – guter Kirchbesuch

Bei der Präsentation der Hauptergebnisse vor 300 katholischen Journalisten auf ihrer Jahrestagung 1999 in Chicago betonte Davidson, daß dafür die genauen Erkenntnisse über die Gläubigen unbedingte Voraussetzung seien. Deshalb erforschte sein Team nicht nur die üblichen Daten über Geschlecht, Herkunft, Umfeld und Moralverhalten, sondern auch Selbsteinschätzung bezüglich des Glaubens sowie Gemeindeangebote und die Erwartungen an sie. Da die kirchliche Praxis sich vor Ort am besten darstellt, bildete die Gemeindesituation den Ausgangspunkt. In den Gesprächsrunden des Forschungsteams gingen die befragten Gemeindeglieder dabei lieber vom Begriff des „praktizierenden“ als des „gläubigen“ Katholiken aus, weil sie den Besuch der Eucharistiefeier, die Teilnahme an den Sakramenten, das pfarrliche Engagement und das persönliche Gebetsleben höher bewerten als bloße Glaubensmeinungen.

Wenn gefragt wird, wieviele Katholiken sich aktiv am Gemeindeleben beteiligen, ist zu berücksichtigen, daß in den USA die Zugehörigkeit zur Kirche anders bemessen wird als bei uns. Dort muß sich jeder in seiner Gemeinde selbst registrieren lassen (was u. a. dazu führt, daß nur von registrierten Gemeindegliedern der freiwillige Kirchenbeitrag eingefordert werden kann). So sind nach der Erhebungsmethode Davidsons von den 60 Millionen getauften Katholiken zwei Drittel in Pfarreien registriert, ein Drittel ist es nicht (Gallup/Castelli kamen 1987 aufgrund anderer Kriterien nur auf 20 Prozent, die nicht am Gemeindeleben teilnehmen, so daß offensichtlich nicht alle, die teilnehmen, sich auch registrieren lassen).

Von den registrierten Katholiken gehen 58 Prozent regelmäßig zum Sonntagsgottesdienst, 51 begehen auf diese Weise auch alle kirchlichen Feiertage, und insgesamt 48 Prozent gehen regelmäßig zur Kommunion. Von den nicht registrierten Katholiken erfüllen nur 13 Prozent regelmäßig ihre Sonntagspflicht.

Rechnet man diese Ergebnisse hoch, so liegt die Zahl der regelmäßigen Kirchbesucher an Sonn- und Feiertagen bei 42,5 Prozent, so daß die amerikanischen Katholiken als „the most church-going People“ bezeichnet werden.

Wie es im einzelnen um Glauben und Glaubenspraxis aussieht, stellte das Davidson-Team am Generationenschema dar. Dafür wurden die Theorien von *Karl Waldmann* und *Douglas Wallrath* zugrunde gelegt, wonach jeder Mensch von den historischen und kulturellen Gegebenheiten in der Zeit des Erwachsenwerdens bis zum Alter von 22 Jahren wesentlich geprägt wird. Für die US-Katholiken kommt die Untersuchung auf drei Generationenblocks:

1. *Die Vorkonzils-Generationen*. Sie wurden vor 1940 in einer Zeit geboren, die durch die große Depression und den Zweiten Weltkrieg bestimmt wurde, in der die Menschen auf soziale und nationale Sicherheit bedacht waren und das kirchliche Leben auf den alten unverrückbaren Strukturen der hierarchisch geprägten, zentralistischen Rom-Kirche beruhte.
2. *Die Konzilsgenerationen*. Sie wurden zwischen 1940 und 1970 in einer Zeit geboren, die in der Nachkriegsära unter Eisenhower zunächst eine gesellschaftliche Stabilität, dann aber die Erschütterungen durch die Civil-Rights-Bewegung, die Frauenemanzipation und eine besonders durch den Vietnamkrieg verursachte Staatsverdrossenheit erlebte. Die Kirche erfuhr durch das Zweite Vatikanische Konzil eine tiefgreifende Wende, die ihre Auswirkungen auf Glauben und kirchliche Praxis hatte.
3. *Die Nachkonzilsgenerationen*. Sie wurden in den siebziger und achtziger Jahren geboren und erlebten einerseits in der Gesellschaft eine neue Sensibilität für Gleichberechtigung der Rassen und Geschlechter, für Umweltverantwortung und Entwicklungshilfe, wurden andererseits jedoch von politischen Skandalen, schweren technischen Fehlschlägen und Katastrophen erschüttert und mit der Auflösung traditioneller Moralwerte durch Scheidungen, Abtreibungen, Drogenmißbrauch und sexuelle Enthemmung konfrontiert. Innerkirchlich ging dies einher mit der Abwendung von der Institution und der Hinwendung zu einem persönlich geprägten Glaubensverhalten unter Wegfall vieler herkömmlicher Verpflichtungen.

Je nach Generationenzugehörigkeit nehmen sich Glauben und kirchliche Praxis verschieden aus, wobei davon ausgegangen werden kann, daß etwas weniger als ein Drittel zu der älteren, genau ein Drittel zur mittleren und etwas mehr als ein Drittel zu den jüngeren Generationen gehören. Erstaunlich ist nun, daß im Glaubenswissen insgesamt eine große Verhaftung an vorkonziliare Lehrsätze festzustellen ist. So sehen 59 Prozent die katholische Kirche weiterhin als die „alleinseligmachende“ an, und 52 Prozent bekennen, daß sie die kirchlichen Lehren befolgen, auch wenn sie nicht alle nachvollziehen können. Das trifft allerdings nicht auf den Bereich der Morallehre zu.

Verständlich wird das Festhalten am vorkonziliaren Kirchenbild, wenn die Befragung ergibt, daß die Beschlüsse des Vati-

kanischen Konzils weithin unbekannt sind. 58 Prozent haben so gut wie nie etwas über das Konzil gelesen, 35 Prozent nie etwas in der Gemeinde darüber gehört, 65 Prozent sogar nie darüber gesprochen.

Wenn trotzdem in der mittleren Generation fast jeder zweite die *Frauenordination* für wünschenswert hält und sogar meint, man könne auch ein guter Katholik sein, ohne jeden Sonntag zur Kirche zu gehen, dürfte das weniger auf nachkonziliare Entwicklungen zurückzuführen sein als vielmehr auf eine allgemeine Liberalisierung im gesellschaftlichen Denken und Handeln. So könnte auch erklärt werden, daß Frömmigkeitsformen wie das Rosenkranzgebet und die Marienverehrung in der mittleren Generation stark, in der jüngeren ganz zurückgegangen sind. Auch zur Beichte gehen nur noch wenige, vorwiegend ältere Katholiken (üblicher ist jetzt der Besuch von Bußgottesdiensten vor den Hauptfeiertagen).

Ein verändertes Sündenbewußtsein spiegelt eindeutig die neue Einstellung zur *Sexualität*. In der Sexualmoral ergibt die Untersuchung einen durch die Generationen gehenden grundsätzlichen Dissens zur Kirchenlehre. An die Stelle der naturrechtlichen Begründung für das kirchliche Verbot von vorehelichem Verkehr, künstlicher Geburtenregelung und homosexueller Aktivität ist nach Davidson das Kriterium des „consequentialism“ getreten, also der persönlichen Entscheidung über richtig oder falsch, erlaubt oder sündhaft nach den jeweiligen Umständen und Folgen.

58 Prozent aller Katholiken sehen vorehelichen Verkehr als grundsätzlich erlaubt an, wenn beide Partner übereinstimmen, neun Prozent unter gewissen Vorbedingungen (etwa in Probezeiten des Zusammenlebens), 33 Prozent halten an der offiziellen kirchlichen Position fest. Bezüglich der Geburtenregelung stimmen nur neun Prozent der kirchlichen Lehre zu, während 81 Prozent die Entscheidung darüber ganz den Ehepartnern überlassen sehen wollen.

Pluralistisch, aber nicht polarisiert

Am stärksten erhält noch das kirchliche Verbot der homosexuellen Betätigung Zustimmung: 41 Prozent sehen sie grundsätzlich und drei weitere unter Umständen als unerlaubt an; mit 46 Prozent liegt die Mehrheit aber auch hier bei denen, die für eine individuelle Entscheidung plädieren. Sogar in der Frage der *Abtreibung* vertreten die Katholiken nicht einhellig die Meinung der Kirche über den absoluten Schutz des ungeborenen Lebens. Zwar bezeichnen 72 Prozent Abtreibung als Sünde, aber die Hälfte von ihnen hält sie in bestimmten persönlichen Situationen für vertretbar. Und 27 Prozent meinen, daß auch die Entscheidung darüber jedem selbst überlassen bleiben muß.

Am Rande bemerkenswert ist das Ergebnis der Fragen nach der Sozialmoral. Einen generellen Einsatz für die Armen halten 72

Prozent für dringend und weitere 20 Prozent für notwendig (in den meisten amerikanischen Pfarreien gibt es Dritte-Welt- und Flüchtlingsaktivitäten): Für einen Ausgleich zwischen Reich und Arm in der eigenen Gesellschaft sprechen sich nur 58 Prozent aus, 42 wollen sich nicht dafür einsetzen (was mit der Grundauffassung der Amerikaner zusammenhängen dürfte, daß jeder selbst sein Leben frei gestalten muß).

Insgesamt kommt die Davidson-Untersuchung zu dem Ergebnis, daß es bei den US-Katholiken mehr Gemeinsames als Trennendes gibt. Die Kernaussage lautet: „Die amerikanischen Katholiken sind pluralistisch, aber nicht polarisiert“. Im einzelnen wird aufgelistet:

1. Gemeinsam ist der Glaube an die Lehraussagen über die Dreifaltigkeit, die Menschwerdung und Auferstehung Christi, die Realpräsenz in Brot und Wein, an Maria als Muttergottes.
2. Gemeinsam ist die Glaubenspraxis bei Gottesdienstbesuch, Teilnahme an der Kommunion, Gestaltung des privaten Gebetslebens und dem Engagement in sozial-caritativen Bereichen, wenngleich traditionelle Frömmigkeitsformen wie Marienverehrung und Rosenkranzgebet zurückgegangen sind.
3. Geteilt sind die Meinungen über Amtsautorität und Gehorsam, Frauenordination und Pflichtzölibat, aber für die meisten sind diese Themen nicht entscheidend für ihre Glaubenspraxis: extreme Gruppierungen haben sowohl auf progressiver wie konservativer Seite wenig Gefolgsleute.
4. Überwiegend auf Ablehnung (damit beruht hier eine „negative“ Gemeinsamkeit) stößt die Kirchenlehre zur Sexualität.
5. Schon die mittlere Generation, stärker aber die jungen Generationen tendieren zu eigenverantwortlichem Handeln und Distanz zur Institution Kirche.

Letzte Entwicklung entspricht der typisch amerikanischen Grundauffassung von der demokratischen Entscheidungsfreiheit, der Eigenverantwortung und Ablehnung von Vorschriften, so daß bereits von einem „amerikanischen Weg“ der katholischen Kirche gesprochen wird. Katholisch zu sein in einer Gesellschaft, die mehrheitlich puritanisch-protestantisch geprägt ist, gilt ohnehin als das stärkste Band, das die US-Katholiken verbindet. Dazu kommt die Liebe zum Papst, besonders bei der Jugend.

Gerade die Jugend weist aber ein großes Defizit an Grundwissen über Glaube und Kirche auf. In der Nachkonzilszeit ist ihnen Religion eher unverbindlich vermittelt worden: Gott liebt alle, es genügt, ein persönliches Verhältnis zu ihm aufzubauen und „ein guter Mensch“ zu sein. Daher bezeichnet Davidson es als vorrangig für die künftige Seelsorge, den jungen Menschen im Elternhaus, in der (katholischen) Schule und in der Gemeinde das Grundwissen aus Bibel, Lehre und Tradition näherzubringen (nicht im alten Stil mit Ge- und Verboten, sondern im Stil des „consequentialism“), damit sie sich voll in das, was „Kirche“ ist, integrieren können.

Aus der Gesamtstudie ergeben sich weitere Konsequenzen:

- Die veränderten Bedingungen für die Glaubensverwirklichung des einzelnen in einer pluralen, freiheitlichen, weithin a-religiösen Gesellschaft verlangen eine veränderte Ansprache der Gläubigen.
- Die institutionellen Strukturen müssen überprüft werden auf das, was zentral notwendig ist, und das, was in lokaler Verantwortung geschehen kann.
- Vor Ort müssen Priester gemeinsam mit Laien neue Wege erkunden, die besser auf die jeweilige individuelle Situation des einzelnen, entsprechend dem unterschiedlichen „Glaubensstand“ gemäß seiner Generationsprägung, abgestimmt sind.
- Die Pfarrgemeinde darf sich nicht vorrangig auf die registrierten Katholiken konzentrieren, die überwiegend der (weißen) Mittelschicht angehören, sondern muß die wachsende Zahl der ethnischen Gruppen (Latinos, Asiaten) ebenso stärker ins Blickfeld rücken wie die Alleinstehenden, Geschiedenen, in konfessionsverschiedenen Ehen Lebenden, die das Gros der nichtregistrierten Katholiken ausmachen.

„Die große, vor uns liegende Aufgabe besteht darin, die Kirche mit den Menschen zu verbinden“, heißt es in der Studie (die jetzt als Buch unter dem Titel „The Search for Common Ground“, Our Sunday Visitor Publishing, Huntington, Indiana, vorliegt). Schließlich resümiert Davidson, daß die Einheit unter den Katholiken erhalten bleiben kann, wenn alle Wege und Schritte der Testfrage unterzogen werden: „Wird dies den Glauben und das geistige Leben der Katholiken im

21. Jahrhundert stärken?“ – und nicht etwa der Frage, ob damit die institutionellen Strukturen erhalten bleiben. Dies kann allerdings, wie *Andrew Greely* bereits 1984 in seinem Buch „How to Save the Catholic Church“ vorausgesagt hat, zu einem stark individuell zugeschnittenen Glauben führen, bei dem eine „vor-dogmatische“ sakramentale Erfahrung im Vordergrund steht und zur Schwächung von hierarchischen und dogmatischen Elementen führt. Ob es aus diesem Grund bisher noch keine offizielle Stellungnahme von Seiten der US-Bischöfe zu der Davidson-Studie gibt, ist eher unwahrscheinlich. Denn grundsätzlich identifizieren sich auch die US-Bischöfe mit dem amerikanischen Freiheitsgedanken (der letztlich der „Freiheit des Christenmenschen“ nahekommt), was sich z. B. oft bei ihren Auseinandersetzungen mit Rom zeigt. Andererseits stehen sie fest auf dem Boden des Weltkatechismus. Widersprüche, die sich ergeben, versuchen sie – wiederum typisch amerikanisch – von pragmatischen Ansätzen aus zu beheben.

Deshalb ist es nicht verwunderlich, daß inzwischen Befunde und Folgerungen aus der Davidson-Studie, auch wenn sie für die Bischöfe nicht alle angenehm sind, in mehreren Diözesen vor allem im Blick auf die Gemeindepastoral ausgewertet werden, mit oberhirtlicher Zustimmung oder sogar auf ihre Anregung hin. Und im jüngsten Pastoral Schreiben an die Jugend „Sons and Daughters of the Light“ bezieht sich die zuständige Bischofskommission sogar ausdrücklich auf die Untersuchung über den „Common ground“, die gemeinsame Glaubensbasis.

Ferdinand Oertel

Alternativen zum Neoliberalismus?

Ein Symposium zu Marktwirtschaft und sozialer Gerechtigkeit in Lateinamerika

Obwohl die sogenannte Wende zur Marktwirtschaft in den Ländern Lateinamerikas mit großen Erwartungen verbunden war, ist es bis heute nicht gelungen, die wachsende Zahl der Armen in das gesellschaftliche und wirtschaftliche Gefüge zu integrieren. Welche Regeln braucht daher der Markt? Damit befaßte sich kürzlich ein internationales Symposium. Andreas Lienkamp, Dozent in der Katholischen Akademie des Bistums Essen, „Die Wolfsburg“, berichtet.

„Wir gehen die Verpflichtung ein, immer deutlicher dem neoliberalen System eine klare Absage zu erteilen, das keine Vielfalt zuläßt und die Armen ausgrenzt; struktureller Feind der indigenen Völker, weil sie sich in ihren auf Gegenseitigkeit basierenden Kulturen weigern, sich den Regeln des Marktes und dem Klassensystem zu unterwerfen.“ Diese radikale Absage an den Neoliberalismus formulierte die 13. Generalversammlung des

Brasilianischen Indianermissionsrates (CIMI) in ihrer Schlußbotschaft vom 13. August 1999. Sie stellte sich damit in die Tradition der Bischofsversammlung von Santo Domingo, die schon 1992 das „neoliberale Wirtschaftsmodell“ angeprangert hatte, „das hauptsächlich die Ärmsten trifft“ (SD 181). Hintergrund dieser scharfen kirchlichen Kritik ist die Tatsache, daß es Politik und Ökonomie in den meisten Ländern